

Nach dem Ende der drei Weltkriege

Welche neuen Aufgaben und Herausforderungen stellen sich einer künftigen Zeitgeschichte? / Von Gregor Schöllgen

Der Nebel lichtet sich, und je klarer wir sehen, um so deutlicher zeichnet sich ab, wie tief der Umbruch ist. Wir haben das Ende einer Epoche erlebt. Es gibt kein anderes Jahrhundert, das derartiges erfahren hat – die beiden Weltkriege der ersten Jahrhunderthälfte und jenen 1991 zu Ende gegangenen dritten Krieg, den wir den „Kalten“ nennen. Bezogen auf die nördliche Halbkugel ist das eine zutreffende Bezeichnung; mit Blick auf den anderen Teil der Erde verzerrt der Begriff indessen die historische Wirklichkeit: Dort, in der sogenannten Dritten Welt, ist der Kalte Krieg durchaus sehr heiß und mit Opfern und Schäden geführt worden, die jene der beiden Weltkriege noch übertreffen dürften.

I.

Aber selbst wenn die Folgen des Kalten Kriegs die künftige Entwicklung prägen werden, ist doch die Epoche der Weltkriege seit 1991 abgeschlossen. Das hat auch Folgen für die Arbeit des Historikers, denn jenes Zeitalter ist der Gegenstand der „Zeitgeschichte“, die in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Gründung des Münchener „Instituts für Zeitgeschichte“ vor nunmehr 50 Jahren etabliert wurde.

Im ersten Heft der „Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte“ definierte Hans Rothfels 1953 „Zeitgeschichte“ als die „Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung“. Von seinen Anfängen an, die im Umfeld der revolutionären Ereignisse im Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu suchen sind, signalisiere der Begriff ein „spezifisches Betroffensein durch die Geschichte“. Das Entsetzen über die Verbrechen der Deutschen während des Dritten Reiches

wie das Erlebnis, dass das Deutsche Reich mit seinem preußischen Kern nach einem Dreivierteljahrhundert endgültig zerschlagen war, stand am Anfang. Angesichts dessen war es ein Gebot der Stunde, nach den Wurzeln dieser Entwicklung zu forschen, galt es die unmittelbaren Ursachen für die Karriere des Nationalsozialismus zu ergründen und danach zu fragen, was die Katastrophe für Gegenwart und Zukunft bedeutete.

Mit dieser Aufgabenstellung unterschied sich die Zeitgeschichtsforschung von allen anderen historischen Teildisziplinen: Die Epoche, der ihr Interesse galt, war noch nicht abgeschlossen, sondern war zur Zukunft hin offen; außerdem war der Zeithistoriker auch Zeuge der Zeit, die ihn beschäftigte.

Die Anfänge der Epoche wurden mit dem Jahr 1917, dem amerikanischen Kriegseintritt und der russischen Oktoberrevolution, bestimmt. Beide Ereignisse lösten noch in der Endphase des Ersten Weltkrieges Entwicklungen aus, die während des Zweiten Weltkrieges ihren Durchbruch erlebt und den Kalten Krieges in vielfältiger Weise beeinflusst haben. Stichworte dafür sind die Auflösung der Kolonialreiche, die Marginalisierung Europas innerhalb der bipolaren Weltordnung oder das partielle Aufgehen der Nationalstaaten in inter-beziehungsweise supranationalen Verbänden wie den europäischen Gemeinschaften.

In ihren Anfängen konzentrierte sich die deutsche Zeitgeschichtsforschung auf das Zeitalter der Weltkriege, während eine intensivere Beschäftigung mit der Nachkriegszeit erst seit den sechziger Jahren zu beobachten ist. Für diesen zurückhaltenden Umgang sind zwei Gründe auszumachen: Die international übliche Sperrfrist für amtliche Akten von dreißig Jahren sowie die Scheu der meisten Historiker, der Gegenwart ins Auge zu sehen. Daran hat sich in den vergangenen Jahren schon deshalb einiges geändert, weil die Zugangsbedingungen zu wichtigen Archivalien günstiger geworden sind. Auch die politischen Akteure sind immer öfter bereit, der Forschung ihre persönlichen Archive zu öffnen. Gelegentlich werden sogar amtlicherseits Dokumente zur Veröffentlichung freigegeben, obwohl sie der dreißigjährigen Sperrfrist unterliegen: 1998 hat die Regierung Kohl die Akten des Bundeskanzleramts zum Prozess der Vereinigung Deutschlands in einer 1600 Seiten umfassenden Edition der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

II.

Trotz dieser günstigen Quellenlage endet das Interesse der meisten Zeithistoriker jedoch in den ausgehenden achtziger Jahren. Angesichts der Dynamik der jüngsten weltpolitischen Entwicklungen mag dies zwar überraschen, lässt sich aber damit erklären, dass die Zeitgeschichtsforschung jetzt eine unterdessen abgeschlossene Epoche beackert, deren Ende durch den Zusammenbruch des Sowjetimperiums 1991 markiert ist. Und der bedeutet zugleich mehr als das Ende

eines Staatswesens. Die Auflösung der Sowjetunion war auch der Kollaps des letzten großen Kolonialreiches, mit dem die Epoche der Dekolonisierung, deren Anfänge bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges zurückreichen, zu einem Abschluss kam. Damit erfuhr jener Teil der Welt, den man seit 1945 als die „Dritte“ bezeichnet, einen enormen Zuwachs, und alles deutet darauf hin, dass die weitere Entwicklung jenes 1991 angebrochenen Zeitalters davon wesentlich bestimmt werden wird.

Diese Entwicklung wird durch das Ende der bislang gültigen bipolaren Weltordnung noch verstärkt, und das hat Konsequenzen, die sich beispielsweise in Ost-, Südost- und Osteuropa ansetzungsweise erkennen lassen. Die Ordnung des Kalten Krieges, die dort von Anfang an eine sowjetische gewesen war, erzwang in diesem traditionellen Unruheherd der Weltpolitik eine Stabilität, die für ein halbes Jahrhundert Bestand hatte. Der Zusammenbruch dieser Ordnung musste gravierende Folgen haben: Seit 1991 ist der heiße Krieg auf der nördlichen Halbkugel, auch in einem Teil Europas, wieder führbar. Am Ende des 20. Jahrhunderts beobachten wir vielerorts die Rückkehr des 19. Jahrhunderts und seiner nicht gelösten Probleme, und wir müssen erkennen, dass der „Kalte Krieg“ viele jener Konflikte buchstäblich nur auf Eis gelegt hatte.

III.

Jetzt also holt die Europäer die Geschichte wieder ein, und wer wäre geeignet, dies dem staunenden Publikum zu erklären, wenn nicht der Historiker? Aufklärungsbedürftig scheint vieles. So ist, anders als wir jahrzehntelang glaubten, die nationale Idee nicht vom Tisch, auch nicht, wie man seit Anfang der neunziger Jahre im Südosten und Osten des Kontinents beobachten kann, in ihrer gefährlichen Variante. Nationalismus und Chauvinismus sind vor allem in jenen Teilen Europas virulent, in denen die Völker im Zeitalter der drei Weltkriege nicht die Möglichkeit hatten, ihre Vorstellungen von nationaler Identität zu verwirklichen. Außerdem wird erkennbar, dass in dem Maße, in dem Grenzen aller Art verschwinden, das Bedürfnis nach Orientierung zunimmt.

Die nationale Identität, die sich über die Muttersprache oder über die Währung vermittelt, hat stets auch diese Funktion erfüllt. Deshalb müsste eine Hauptaufgabe einer neuen Zeitgeschichtsschreibung die Beobachtung jener Renaissance nationaler Interessen sein, die sich, trotz oder gerade wegen aller Fortschritte der europäischen Integration, seit dem Ende der alten Weltordnung auch in Westeuropa immer deutlicher abzuzeichnen scheint.

Die neue Zeitgeschichtsschreibung wird sich mit diesen und anderen Themen beschäftigen müssen, zumal sie sonst Gefahr liefe, die Zeichen der Zeit nicht rechtzeitig zu erkennen. Man erinnere sich an ihre Zurückhaltung, die neue Rolle des vereinigten Deutschland

als europäische Großmacht in den Blick zu nehmen und die Deutschen mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass ein Einsatz deutscher Soldaten angesichts der sich rapide wandelnden weltpolitischen Lage durchaus im Bereich des Möglichen liegen konnte. Die Einsatzorte der Bundeswehr seit 1991 zeigen im übrigen an, wo die Gravitationszentren des neuen Zeitalters und damit die Hauptthemen der Zeitgeschichtsforschung liegen werden: In jener „Dritten Welt“, deren Probleme seit langem bekannt sind und die längst schon Europa erreicht haben. Eine Konfliktanalyse für Bosnien-Herzegowina wie das Kosovo förderte beispielsweise Konstellationen zu Tage, wie man sie auch in Konflikten auf der südlichen Halbkugel beobachten kann.

Beinahe über Nacht ist der Ost-West-Konflikt des Kalten Krieges von einem anderen abgelöst worden, denn die fortschreitende Teilung der Welt in Arm und Reich wird die Konfliktlinie des neuen Zeitalters sein. Wenn der jüngste entwicklungspolitische Bericht der Vereinten Nationen bilanziert, dass 20 Prozent der Weltbevölkerung über fast 90 Prozent des Weltbruttosozialprodukts verfügen, den ärmsten 20 Prozent aber nur ein Prozent des Wohlstandskuchens bleibt, dann ist klar, wohin die Reise geht.

Damit steht auch die Zeitgeschichtsforschung vor einer neuen Herausforderung. Wieder hat sie es mit einer nach vorne offenen Epoche zu tun, und erneut ist der Historiker Zeitszeuge dessen, was ihn beschäftigt. Angesichts der Dynamik der Entwicklungen, angesichts der brisanten Hinterlassenschaften des Kalten Krieges steht er damit nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in öffentlicher und politischer Verantwortung. Diese Herausforderung ist in dem Bewusstsein anzunehmen, dass sich der Chronist durchaus irren kann. Zudem sieht sich die Zeitgeschichtsforschung durch die Ambivalenz des Quellenmaterials einer Informationsgesellschaft mit Problemen konfrontiert, die bei der Etablierung der Disziplin in den fünfziger Jahren gar nicht absehbar waren.

Nicht dass sich die heute bereits klassisch zu nennende Zeitgeschichte erschöpft oder überlebt hätte. Ähnlich wie die Erforschung älterer Epochen wird sie ihre Bedeutung schon deshalb behalten, weil die Konstellationen und Perspektiven, die Risiken und Chancen der 1991 angebrochenen und noch namenlosen neuen Zeit sich nur ermitteln lassen, wenn ihre Ursachen bekannt sind, und die ist im Zeitalter der drei Weltkriege zu suchen. Dennoch gilt es, die neue Epoche als einen Ausgangspunkt zeitgeschichtlichen Fragens und Forschens zu fixieren. Ohne eine solche Neuorientierung, die dem intensiven Bemühen der frühen fünfziger Jahre in nichts nachstehen darf, wird die Zeitgeschichtsforschung die sich ihr heute und morgen stellenden Aufgaben schwerlich lösen können.

GREGOR SCHÖLLGEN

Der Verfasser ist Ordinarius für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Erlangen.